Morgen-Ausgabe

Berliner Neueste Nachrichten
erscheinen 12mal wöchentlich. Die Abonnenten erhalten 8 Gratis-Beilagen: 1. Berliner Familienfreund, wöchentlich. 2. Die Hausfrau, wöchentlich. 3. Landwirthschaftliche Nachrichten, wöch. 4. Verkehrsnachrichten, 100tägig. 5. Illustr. Modenblatt, monatlich. 6. Producten- und Waaren-Bericht, wöchentlich. 7. Humoristisches Echo, wöchentlich. 8. Deutscher Rechtsfriegerin, Sammlung neuer Gesetze, nach Bedarf.

Redaction und Expedition: Berlin SW, Königgrätzer Straße 41/43

Telegramm-Adresse: Publicacito
Fernsprech-Anschluß: für die Redaction: Amt VI, Nr. 4869
" " Expedition: " VI, " 80

Berliner Neueste Nachrichten

Unparteiische Zeitung

Morgen-Ausgabe

Abonnementspreis pro Quartal:
bei allen Deutschen Post-Anstalten . . . . . Mk. 5.00
in Berlin bei den Expeditionen (wenn 1mal täglich zugestellt) Mk. 5.00
frei in's Haus " " Mk. 4.40

Inseratenpreis:
für die 6gespalt. Zeile 40 Pfg., für die 4gespalt. Reclamezeile Mk 1.25.
Annoncen-Annahme in den Expeditionen: Königgrätzer Str. 41/43, Charlottenstr. 28, Alexandrstr 125, Neue Promenade 5 und durch die Firma Rudolf Mosse sämtlich und deren sämmtliche Filialen.

Nachträgliche Honoraransprüche werden nicht berücksichtigt und unbenutzte Einsendungen nicht aufbewahrt.

16. Jahrg. Nr. 515 — Verlag: Deutscher Verlag (Ges. m. b. H.) — Sonntag 1. November 1896 — Chef-Redakteur: Hugo Jacobi — 16. Jahrg. Nr. 515

Abonnements - Einladung

Für die beiden letzten Quartals-Monate November-Dezember werden Abonnements auf die

Berliner Neuesten Nachrichten

nebst ihren 8 Gratis-Beilagen von allen Postanstalten zum Preise von Mk. 5,54, für Berlin und dessen Vororte auch von sämmtlichen Zeitungsspeditionen und der unterzeichneten Expedition zum Preise von Mk. 5,40 entgegengenommen.

☞ Der bis dahin erschienene Theil des Romans: **„In die Sonne gehoben“** von **Ina von Binzer** wird neu hinzutretenden Abonnenten gegen Einsendung der Abonnementsquittung kostenfrei nachgeliefert.

Mitte November folgt der letzte Roman des kürzlich verstorbenen **E. v. Wald-Zedtwitz: „Die rothe Frau“**, ein anmuthiges Werk, das seinem Inhalt nach zu Weihnachten besonders willkommen sein dürfte.

Jedem Abonnenten ist das Recht eingeräumt, Familien-Anzeigen, Dienstboten-Gesuche, Wohnungs-Anzeigen und ähnliche Annoncen, welche die Bedürfnisse seines Haushalts betreffen, bis zum Betrage der laufenden Quittung frei zu inseriren, wenn die betreffende Abonnements-Quittung bei Aufgabe des Inserats **sofort** mit eingereicht wird.

Verlag
der **Berliner Neuesten Nachrichten**
Berlin SW., Königgrätzer Straße 41/43.

Politischer Theil

Tages-Uebersicht

Berlin, 31. Oktober

Seit geraumer Zeit haben sich die Münchener „historisch-politischen Blätter“ als Organ einer gewissen Zentrumsfronde gezeigt. Ihr Herausgeber, der Landshuter Archivar Dr. Edmund Jörg, hat früher beiden Parlamenten angehört und sich im Reichstage bei Erörterung der auswärtigen Politik am 4. Dezember 1874 die bekannte grimmige Abfertigung durch den Fürsten Bismarck geholt; in der bayerischen Abgeordnetenkammer war er lange erster Schriftführer. Aber noch in verhältnißmäßig jungen Jahren ist der begabte Mann von der Reichs- wie aus der Landesvertretung zurückgedrängt worden und seitdem hat seine Halbmonatsschrift mehr und mehr den Charakter einer Oppositionsstätte gegen das Zentrum angenommen. Der schon früher von demselben Loose betroffene vormalige leitende Zentrumspublizist Dr. Paul Majunke, jetzt Pfarrer zu Hochkirch in Schlesien, bringt dort zu den Abjonderlichkeiten über die Lehnische Weissagung und Luthers angeblichen Selbstmord gelegentlich spitze Betrachtungen gegen die Lieber-Bachensche Zentrumsführung und auch vom Rhein her hat ein nicht mehr aktiver ultramontaner Parlamentarier gelegentlich ziemlich bösartige Glossen zu der Taktik der glücklicheren Parteifreunde veröffentlicht.

Diesen Publisisten hat sich in neuerer Zeit ein anderer angeschlossen, der das Zentrum gleichfalls kritisch, immerhin indeß mit lebhafter Freundlichkeit betrachtet. Die Artikel erscheinen anonym, sind aber aus München datirt, womit die Autorschaft des in Landshut lebenden Herausgebers ausgeschlossen ist. Allgemein hat man auf den früheren Bonner Privatdozenten und Koblenzer Reichstagsabgeordneten Freiherr v. Hertling geschlossen, der seit einigen Jahren Münchener Universitätsprofessor und durch allerhöchste Berufung lebenslänglichen Mitglied der bayerischen Reichsrathskammer ist; der Angabe ist auch bisher niemals widersprochen worden. Als Nachfolger des verstorbenen Domkapitulars Dr. Reindl im Reichstagsmandat für das oberschwäbische Allerheiligen erschien Herr v. Hertling noch in den letzten Tagen der Sommersession in Berlin; zu einem parlamentarischen Auftreten für ihn reichte freilich die Zeit nicht mehr. Dafür hat er jetzt in der genannten Halbmonatsschrift „für das katholische Deutschland“ einen Artikel veröffentlicht, der so etwas wie ein neues Parteiprogramm enthält. Schon bei seiner Allerseelenrede Kandidatur im diesjährigen Frühsommer wurde her zu Darmstadt gehörenen fränkische Aristokrat als der künftige Führer des Reichstags-Zentrums bezeichnet und die Leistungen der Herren Lieber und Bachem stehen diesem Anspruch wohl wenigstens nicht unüberwindlich im Wege. Ob freilich die Führung des Münchener Gelehrten ohne Weiteres von den Rheinländern acceptirt werden wird, könnte gerade nach dieser Veröffentlichung ernsthaften Zweifel begegnen.

Der Artikel gilt der „christlichen Demokratie“ und verwichtet unzweifelhaft diesen Popanz vollständig. Das Wort ist ja vielfach laut geworden, nicht blos in Deutschland. Auf einem wohl nicht zufälligen Umweg nimmt es Herr v. Hertling von der französischen Seite her in Angriff. Zu Reims hat auf dem vom Kardinal-Erzbischof Langenieux veranstalteten französischen Priesterkonzerch ein Abbé Pochenard einen Trinkspruch auf Papst Leo XIII., als den Hinüberleiter des christlichen und kirchlichen Frankreichs zur Demokratie ausgebracht und hieran nimmt der deutsche Zentrumsmann Anstoß. Nach seiner Ansicht hätte statt „Demokratie“ entschieden „Republik“ gesagt werden müssen. Der Verfasser führt aus, daß die Demokratie der Neid und die Auflehnung gegen jede höhere Autorität bedeutet, daß aber das Christenthum diesem Prinzip schnurgerade entgegensteht; es ist ganz ausschließlich auf der Autorität aufgebaut. Natürlich meint der Verfasser mit der Spitze dieser Autorität das Papsthum, doch läßt sich nicht verkennen, daß dieses Wort von dem unversöhnlichen Gegensatz zwischen Demokratie und Christenthum auch für den Konstitutionalismus gilt. Die Demokratie will doch eben die absolute Gleichheit und stipulirt den Haß gegen jeden sozialen Vorrang wie gegen jeden autoritären Einfluß, das Christenthum aber verlangt zwar die Ueberbrückung der sozialen Gegensätze durch werthätige Nächstenliebe, die Gleichheit Aller aber kann es nicht stipuliren, schon weil sie gegen das von Gott gegebene Naturgesetz ist. Schon die Antike hat gewußt, daß „die Herrschaft der Menge über die Menge“ die schlechteste aller Verfassungen ist, und die französische Revolution gipfelte in dem Satz „ni Dieu ni Maître“. Die zügellose Demokratie hat bereits Aristoteles zum Gegenstand einer meisterhaften Schilderung gemacht und der Vorzug der Erbmonarchie vor der Republik besteht vor Allem in den „durch Generationen hindurch sich erstreckenden Banden der Anhänglichkeit, Treue, Dienstbeflissenheit“. Auch das allgemeine Stimmrecht ist „den Interessen eines geordneten, in regelmäßigem Fortschreiten befindlichen Staatswesens“ schwerlich förderlich. Aber freilich besteht es in den zwei wichtigsten Kulturstaaten Westeuropas und seine Einführung in den übrigen kann nur als die Frage einer verhältnißmäßig kurzen Zeit erscheinen.

Soweit die Ausführungen des Münchener Publizisten über die „christliche Demokratie“. Man kann allerdings daran zweifeln, daß er mit denselben überall bei dem Zentrum Zustimmung finden wird; die kritischen Bemerkungen über das allgemeine Stimmrecht werden dort sicher als große Ketzerei empfunden werden; dieses Stimmrecht ist der Machthebel des Zentrums im Reichstage und damit jede Kritik desselben verpönt. Der Verfasser scheint übrigens selbst die Besorgniß empfunden zu haben, daß man ihn etwa für allzu reichstäglich halten möchte: zu Memmingen in seinem neuen Reichstagswahlkreis hat er am 25. d. M. eine starke partikularistische Rede gehalten. Er bezeichnete Bayern als das einzige deutsche Land, in welchem eine katholische Dynastie für die Interessen dieses Glaubens sorgen könne und sorge. Die katholische Konfession des sächsischen Königshauses ist dem Redner lediglich entgangen, und auf die betreffenden württembergischen Zukunftsaussichten scheint er herzlich nichts zu geben. Man hat die Rede wohl als eine Verbeugung vor gewissen bayerischen Zukunftsmöglichkeiten zu betrachten, in denen sich übrigens die Zentrumspolitiker vielleicht unangenehm täuschen könnten; daneben wollte der im Sigischen „Kulturkampf“ als Preuße bezeichnete Gelehrte anscheinend diesen „Unglimpf“ von sich abbitten. Aber überhaupt befindet sich gerade der bayerische Zentrumsmitglied augenblicklich in großer taktischer Verwirrung, wie auch der Fall mit dem Kaplan Würzberger zeigt. Dieser aus Baden stammende Geistliche ist durch die Zentrumspresse der Staatsanwaltschaft als Verleger des Kanzelparagraphen denunzirt worden, wobei der nationalistische Haß und der Verdruß über die agrarische Agitation in Zentrumswahlkreisen gleichmäßig zusammengewirkt haben mögen. Das Zentrum als Anrufer des Kanzelparagraphen. Weiter kann die Verwirrung wohl nicht getrieben werden.

Nimmt man dazu die Wahl kirchenfeindlicher Polen in den oberschlesischen Wahlkreisen des Zentrums und die neuliche Landtagswahl zu Montjoie mit der Niederlage des offiziellen Zentrumskandidaten durch einen plötzlich aufgestellten, obendrein geistlichen Gegner, dann kann man wirklich nicht sagen, daß bei dem Wiederbeginn der Reichstagsarbeiten die numerisch größte Partei dieser hohen Körperschaft in besonders günstiger Situation erscheine. Ihr wichtigster und als Abgott behandelter Machthebel in Gestalt des allgemeinen Stimmrechts ist von einem ihrer hervorragendsten Parlamentarier in einem unbewachten Augenblick als eine staatsgefährliche Einrichtung bezeichnet worden; wenn sie künftig noch an demselben festhält, dann thut sie es eingestandenermaßen aus frivolem und unverhehltem Machtdurst.

•

Von Südafrika kommen sowohl aus englischen wie aus holländischen Quellen Mittheilungen, welche von einer gewissen stillen Bewegung berichten und darthun, daß die scheinbar herrschende Ruhe nur eine oberflächliche ist. In Matabeleland besteht bis in die obersten Kreise der Chartered Company hinein, wie aus manchen deutlichen Anzeichen hervorgeht, eine offen ausgesprochene Unzufriedenheit, weil die gewünschte Unterstützung der englischen Regierung bei gewissen Unternehmungen ausbleibt. Wenn man sich erinnert, daß der Einfall der Jamesonschen Truppe in die südafrikanische Republik hauptsächlich unternommen wurde, um die reichen Goldminen bei Johannesburg in Besitz zu bekommen, so erhält man einen Schlüssel auch für die jetzigen Gerüchte. Die finanziellen Verlegenheiten, welche die Chartered Company zu einem so krassen Landredebruch treiben, haben sich nach seinem Fehlschlagen und durch den langwierigen Matabele-Aufstand noch in hohem Maße vermehrt. Man sieht keinen Ausweg vor sich, da die Goldminen in Rhodesien fortdauernde Erträgnisse versagen, und daher ist es naheliegend, daß man dem Herrn C. Rhodes wieder Gewaltpläne nachsagt. Auf Grund einer bestimmten Aussage beschäftigt sich die in Pretoria erschienene „Volksstem“ auch mit der Frage in einer Form, die an sich höchst bemerkenswerth ist. Ein Holländer, der Prediger van Aken, hat sich vierzehn Monate in Matabeleland aufgehalten, ist dann für einige Zeit nach Pretoria gekommen und hat der „Volksstem“ seine Erlebnisse und Beobachtungen mitgetheilt. Das Blatt leitet seine Erzählung damit ein, daß es sagt, bisher wäre man nur über den Aufstand von nicht ganz unparteiischen Engländern unterrichtet worden, die den mächtigen Kaffernstamm nur wenig kannten, Monate lang habe man nur von Kampf, Mord und Raub gehört. Nun sei ein Mann gekommen, der sich auf den Standpunkt der Kaffern stellen könne, ihre Sprache spreche, mit ihnen Gottesdienst abgehalten und unter ihnen gelebt habe. Als hauptsächliches Ergebniß seiner Beobachtungen hat van Aken die Ueberzeugung mitgebracht, daß man im Norden noch beständig mit kriegerischen Plänen gegen die Südafrikanische Republik umgeht. Daran knüpft nun die „Volksstem“ folgende Betrachtungen: „Diese Ueberzeugung ist wahrhaftig gerechtfertigt genug und wird von vielen Leuten hier zu Lande getheilt. Das Gebiet der gecharterten Gesellschaft wird als ein Brutnest von Anschlägen gegen die Buren betrachtet und die Stratégie Rhodes besteht die Afrikaner in ihrem Argwohn gegen die „Blanke“ stets auf Antheile“. Es geht nicht anders, als daß bei dem geringsten Verdachte einer aggressiven Bewegung in Rhodesia, die Buren sich selbst Recht verschaffen und daselbst großes Reinmachen halten. Der Rhodesiaman ist das Krebs-Geschwür von Südafrika geworden und die Stunde naht, wo die Afrikaner von den Gecharterten befreit werden und zeigen sollen, wer in diesem Welttheile Herr ist. Die Transvaaler können nicht zulassen, daß an ihrer nördlichen Grenze ein organisirter Freibuterstaat als ein Dorn im Leibe von Südafrika steckt. Seitdem der Matabelekönig Lobengula durch Rhodes vernichtet worden ist, hat dort eine fortdauernde Verwirrung geherrscht.“

Aus diesen Ergüssen ist ersichtlich, wie sehr das Selbstbewußtsein der Buren von Monat zu Monat wächst; sie wollen nun nicht mehr abwarten, bis der Feind zu ihnen kommt, sondern werden beim ersten Anlasse die Offensive ergreifen. Besonders macht sich dies darin bemerklich, daß die Buren als Vertreter ganz Südafrikas sprechen. Schon der Staatssekretär Dr. Leyds nahm diesen Standpunkt ein, als er im Juni mehrere Depeschen an die englische Regierung abjandte, worin es hieß: „die Regierung von Transvaal, indem sie das Gedeihen und den Frieden von Südafrika im Auge hat, ist davon überzeugt, daß die Beweisstücke . . . . ausreichend sind, um die Einleitung einer Untersuchung gegen die Herren C. Rhodes u. s. f. zu rechtfertigen. Im Interesse von ganz Südafrika sieht die Regierung von Transvaal sich genöthigt, darauf zu bestehen, daß die britische Regierung in diesem Sinne eine Entscheidung treffe.“ — Damit hat Transvaal eine feste diplomatische Lage geschaffen; den ungerechtfertigten Ansprüche Englands, die Paramount-Macht Bonzer in Südafrika zu sein, stellt sich Transvaal als Hüter von Südafrika hin. Einen Ausgleich in diesem Gegensatz auf friedlichem Wege zu finden, wird äußerst schwierig sein.

•

Die Vorstöße, welche die brandenburgische Provinzialsynode und nach ihr noch verschiedene andere Synoden wegen Erlangung eines ausgiebigen Einflusses auf die Besetzung der theologischen Professuren unternommen haben, werden schwerlich den gewünschten Erfolg erzielen, da der Oberkirchenrath die betreffenden, ein mehr oder minder verfechtes Mißtrauensvotum in sich bergenden Beschlüsse ad acta zu legen entschlossen scheint. Wenn die „Post“ heute in einer in diesem Sinne aufzusätzenden Mittheilung erwähnt, daß die sympathisirende Haltung des Königlichen Kommissars zu den Beschlüssen der Synode ein gewisses Befremden erregt hat, so erscheint uns diese Bemerkung allerdings als gerechtfertigt, denn die Erklärung des Kommissars, daß die Regierung dem Antrage zustimmen könne, hat der Aktion der Synode den Stempel der Loyalität aufgedrückt, während sie thatsächlich sich gegen den Oberkirchenrath richtete. Das Befremden ist um so begründeter, als die frühere Haltung des Oberkirchenraths zu dieser Frage keinen Zweifel darüber gelassen hat, daß er nicht geneigt ist, den Bestrebungen der Konfessionellen irgendwie nachzugehen. Mit Fug wird daran erinnert, daß er auf der Generalsynode gegen die Wiederkehrung des Generalsynodalvorstandes bei Besetzung der theologischen Professuren Stellung genommen und dies u. a. auch durch die Unausführbarkeit einer derartigen Betheiligung begründet hat, sodann aber das Verlangen auch wegen des darin liegenden Mißtrauensvotums sie offen zurückgewiesen hat. Unter solchen Umständen der Regierungskommissar sich erinnern und darnach eine andere Stellung einnehmen müssen. Seltsam berührt es, daß man ihn nicht sofort veranlaßt hat, seinen Fehler zu korrigiren, was in einer der folgenden Sitzungen recht wohl hätte geschehen können.

•

Ein Erlaß der französischen Regierung verfügt die Einsetzung einer außerparlamentarischen Kommission von 58 Mitgliedern zum Studium der Alkoholmonopol-Frage.

Es wäre von Interesse, wenn die französische Regierung dem von der Schweiz gegebenen Beispiele folgte. Jedenfalls sind die „Republikaner“ in wirthschaftlichen Fragen weit weniger von den Gedankens Blüße angekränkelt als unsere sogenannte „freisinnige“ und klerikale Demokratie.

Betreffs des dem Bundesrathe vorliegenden Gesetzentwurfes über die Reform des Militärstrafverfahrens wird gemeldet, daß zur Zeit keine Geheimhaltung erfolgt, weil noch nicht zu übersehen ist, ob sich etwa zwischen den Reichsregierungen Meinungsverschiedenheiten über ihn ergeben werden. Sobald dies als ausgeschlossen erscheint, würde er veröffentlicht werden.

Eine Mittheilung der Münchener „Allgem. Zeitung“ darf geloost werden, daß in den zwischen Preußen und Bayern bestehenden Divergenzen durch Auffinden einer mittleren Linie ausgeglichen werden.“

Herr Eugen Richter wird nicht müde, in seiner „freisinnigen Zeitung“ Arm in Arm mit Herrn Liebknecht und einem Theile der ultramontanen Presse über den „Verrath“ des Fürsten Bismarck zu zetern, dem er am liebsten das Schicksal Beislers bereiten möchte. Herr Richter ist schon immer vom vorvorletzten Reichstage ausgeleicht worden, er scheint das Bedürfniß zu empfinden, für dieses Gelächter ein erneutes Echo in dem nationalgesinnten Theile des deutschen

Feuilleton

Das Räthsel der Marskanäle*)

Von Leo Brenner,
Direktor der Manora-Sternwarte in Jussinpiccolo

Unter den astronomischen Entdeckungen der neuesten Zeit hat wohl keine das Interesse des großen Publikums mehr erregt, als jene der sogenannten Marskanäle durch Schiaparelli im Jahre 1877. Kein Wunder, daß seither eine Menge Tinte verspritzt wurde, lediglich zu dem Zwecke, das große Publikum mit dem Wesen und der Beschaffenheit dieser Kanäle bekannt zu machen. Das Drollichte dabei war aber der Umstand, daß von all den Leuten, die darüber schrieben, kein Einziger je einen solchen Marskanal gesehen hatte — ja, die Wenigsten überhaupt den Planeten in einem ordentlichen Fernrohre. Doch volle neun Jahre vergingen, ehe überhaupt ein anderer Astronom jene geheimnißvollen Kanäle zu sehen vermochte, nur der Umstand, daß Schiaparelli bereits in dem Rufe stand, einer der größten lebenden Astronomen zu sein, verhinderte es, daß man ihn unverblümt für einen „Schwindler“ erklärte. (Der Kuriosität halber sei bemerkt, daß es noch heute in England eine Menge Astronomen gibt — darunter sogar bekannte Namen — die an die Existenz der Marskanäle nicht glauben, weil sie dieselbe — noch nicht gesehen haben!) Denn wenn immer ein gescheiter Beobachter etwas Außergewöhnliches entdeckt, schreit das Heer der Ungeschickten: „Einbildung!“ oder „Schwindel!“ sobald die Entdeckung nicht von aller Welt gesehen werden kann.

Mit den Marskanälen war es aber so eine eigene Sache. Schiaparelli besaß nur ein mittelgroßes Instrument (8½ Zöller) und vermochte die Kanäle nicht nur zu entdecken, sondern sogar ihre Verdoppelung wahrzunehmen, obwohl die Luft von Mailand durchaus nicht von besonderer Güte ist. Nun müßten sich aber alle Astronomen (darunter wirklich geschickte Beobachter) 9 Jahre lang ab, Gleiches zu sehen, ohne daß es ihnen gelungen wäre, trotzdem viel größere Instrumente, ja sogar die größten der Welt — der 36-zöllige Lick-Refractor und der 72-zöllige Rosse-Reflektor) — dazu verwendet wurden. Endlich im Jahre 1886 wurde der Bann gebrochen, indem der 30-zöllige Refractor von Nizza ebenfalls eine Menge Kanäle zeigte. Seither lernten immer mehr Astronomen den Mars zu beobachten und seine Kanäle wahrzunehmen; aber immerhin ist ihre Zahl noch eine sehr beschränkte. Die Besten sehen überdies nur in Ausnahmefällen ab und zu einen Kanal, so daß jene Astronomen, die bisher ein paar Dutzend Kanäle gesehen haben, an den Fingern abzählen sind, mehr als 12) Kanäle gesehen und neue Kanäle entdeckt zu haben, können sich aber gar nur drei Astronomen rühmen: Schiaparelli, Lowell und meine Bescheidenheit; — Ersterer mit Refractoren von 8½ und 19½ Zoll Oeffnung, Lowell mit solchen von 18 und 24 Zoll und ich mit einem siebenzölligen Refractor von Reinfelder & Hertel in München.

Wer nun aus dem Bisherigen wird der Leser einen Begriff bekommen haben, wie schwierig es selbst für den Fachkundigen ist, die Mars-Kanäle wahrzunehmen, und er wird hoffentlich von dem eitlen Wahn geheilt sein, diese Kanäle selbst sehen zu können, wenn er sich auf die nächstbeste Sternwarte begiebt. Denn dass sind drei Dinge erforderlich: 1) ein in der Planetenbeobachtung außerordentlich geübtes Auge; 2) durchsichtige ruhige Luft (wie sie in Deutschland und überhaupt im Kontinent nur sehr selten gefunden wird); 3) ein tadelloses Fernrohr. Ausnahmsweise mag es unserer Sternwarte vier Personen aus dem Publikum Mars-Kanäle zu sehen vermocht; sie waren aber — das will ich hier offen gestehen — von dem Gesehenen sehr enttäuscht! Wie ich nämlich von ihnen erfuhr, hatten sie in einer vorgenommen belletristischen Zeitschrift Deutschlands eine überaus phantasievolle Schilderung gelesen, in der es beiläufig hieß: „Lieber Leser! Der Leser nämlich ist immer lieb, wenn man ihm Dinge aufbinden will. Wenn Du den Mars durch ein großes Fernrohr ansiehst, so erschrickst Du, selbst wenn Du feine zarten Nerven hast, denn Du glaubst, daß unsere Erde mit ihren Bergen, Flüssen und Kanälen aber Dir schwebt . . .“ Nun wird sich nicht wundern, wenn die guten Leute nur mit Bangen sich vor unser Fernrohr setzten und dann mit entsäuschten Mienen aufstanden. Sie hatten erwartet, den Mars so zu erblicken, wie man unsere Erde aus einem Luftballon sieht, und statt dessen sehen sie eine kleine orangerothe Scheibe mit dunkleren und helleren Flecken in verschwommenen dunklen Linien — eben den berühmten Kanälen! Ich mußte herzlich lachen und tröstete die guten Leute mit der Bemerkung, daß ein paar Hundert Astronomen übergläubisch gewesen wären, wenn sie Gelegenheit gehabt hätten — dasselbe zu sehen . . .

Ich weiß, daß die Mehrzahl der Leser jetzt ebenfalls ein enttäuschtes Gesicht macht. Es wäre ja so schön gewesen, zu lesen, wie man das Wasser in den Kanälen schimmern und stolze Flotten auf den Mars-Meeren schwimmen sieht; und nun kommt so ein nüchterner Astronom daher, schaut offen aus der Schule, zerstört die Illusionen der Laien und schildert trocken, wie der interessante Planet Mars in einem vorzüglichen Fernrohre wirklich aussieht! . . . Es thut mir herzlich leid, aber meine Gewohnheit ist es nicht, die von einigen „populär-astronomischen“ Schriftstellern im Laienpublikum großgezogenen falschen Anschauungen noch zu nähren. Mein Streben geht dahin, dem Laien die nackte Wahrheit zu entschleiern, und das ist gewiß auch etwas werth — wenigstens für den denkenden Leser.

Der Mars also zeigt sich im Fernrohre — unter günstigen Bedingungen nämlich — als eine röthlich schimmernde Scheibe (meist nicht kreisrund, wegen der Phase), auf der ein gelbliches Auge Folgendes wahrzunehmen vermag: dunkle Flecke (meist eine Mischung von Grau, Grün, Blau und Braun), die gegen den hellen Rest scharf abgegrenzt sind — die „Meere“; glänzend weiße Flecke an den Polen — der Polarschnee; kleine dunkle Flecke in den hellen Kontinenten — die „Seen“; endlich lange gerade Linien, eine Art trigonometrischen Netzes darstellend — die „Kanäle“.

Jetzt entsteht die Frage: sind das aber auch wirklich Meere, Seen, Kanäle und Schnee? Und hier sind die Meinungen noch geteilt. Schiaparelli sagt ich mal über, ebenso die meisten wirklichen Mars-Beobachter, bejahen diese Frage und zwar aus folgenden Gründen. Der Kontrast zwischen hellen und dunklen Flecken ist ein so scharfer, wie er sich nur durch den Gegensatz zwischen Festland und Meer erklären läßt, und auch die Konfiguration der Grenzlinien stimmt mit einer solchen Annahme überein. Dann erklären sich aber die Kanäle auf die natürlichste Weise: es sind Wasseradern, dazu bestimmt, den Verkehr nach allen Richtungen hin zu erleichtern.

Auch der Polarschnee verhält sich geradeso wie auf unserer Erde; am ausgedehntesten ist er, wenn auf der betreffenden Halbkugel Winter herrscht (bezw. Frühling), während er noch vor dem Sommer zu schmelzen beginnt und im Sommer oder Herbst entweder ganz oder bis auf ein winziges Stück verschwunden ist. So z. B. ereignete sich 1894 zum ersten Male der Fall, daß der Südpolarschnee am 13. Oktober vollständig geschmolzen war — ich selbst war einer der Wenigen, die ein Verschwinden beobachteten — und nachdem ich im Jahre 1895 meine Mars-Beobachtungen länger ausdehnte als irgend ein anderer Astronom, war es mir auch vergönnt, im April die Neubildung des Südpolarschnees wahrzunehmen — ebenfalls die erste Wahrnehmung dieser Art. In diesem Jahre begann ich abermals meine Mars-Beobachtungen einige Monate früher als die übrigen Astronomen und fand am 14. April den vierten Theil der sichtbaren Scheibe (bis 50°) mit Schnee bedeckt. Letzterer schmolz aber so rasch, daß ich bereits im Juni die Vermuthung aussprach, er werde im August gänzlich verschwunden sein; Dies trat auch ein: am 13. Juli war für die Südhälfte des Mars das Sommersolstitium eingetreten und sechs Wochen später sah ich den Schnee verschwunden. Dafür sah ich bald darauf den Nordpolarschnee auftauchen (in Folge Neuerung der Neigung des Mars gegen unsere Erde) und zwar reichte er bis 60° herab, was ebenfalls damit im Einklang steht, daß am 13. Juli die Nordhälfte des Mars für Winter-Solstitium gehabt hatte. Dadurch kam es wohl keinem Zweifel unterworfen, daß es wirklicher Schnee ist, was wir an den Polen des Mars sehen.

Wenn dem aber so ist, so muß das Wasser des geschmolzenen Schnees doch irgendwohin hin; und da ist es recht bezeichnend, daß Anfangs die an die Schneegrenzen grenzenden Meere sehr dunkel sind, während sie später allmählich lichter werden und gleichzeitig die Kanäle erst auftauchen. Der Kanal ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß es wirklicher Schnee ist, was wir an den Polen des Mars sehen.

Wenn dem aber so ist, so muß das Wasser des geschmolzenen Schnees doch irgendwohin hin; und da ist es recht bezeichnend, daß Anfangs die an die Schneegrenzen grenzenden Meere sehr dunkel sind, während sie später allmählich lichter werden und gleichzeitig die Kanäle erst auftauchen. Der Kanal ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß es wirklicher Schnee ist, was wir an den Polen des Mars sehen.

Wenn dem aber so ist, so muß das Wasser des geschmolzenen Schnees doch irgendwohin hin; und da ist es recht bezeichnend, daß Anfangs die an die Schneegrenzen grenzenden Meere sehr dunkel sind, während sie später allmählich lichter werden und gleichzeitig die Kanäle erst auftauchen. Der Kanal ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß es wirklicher Schnee ist, was wir an den Polen des Mars sehen.

Wenn dem aber so ist, so muß das Wasser des geschmolzenen Schnees doch irgendwohin hin; und da ist es recht bezeichnend, daß Anfangs die an die Schneegrenzen grenzenden Meere sehr dunkel sind, während sie später allmählich lichter werden und gleichzeitig die Kanäle erst auftauchen. Der Kanal ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß es wirklicher Schnee ist, was wir an den Polen des Mars sehen.

*) Nachdruck verboten.